

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 11

Artikel: Welcher Erziehungsfehler machte Ihnen am meisten zu schaffen? : Antworten auf eine Umfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069248>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Welcher Erziehungsfehler machte Ihnen am meisten zu schaffen?

Antworten auf eine Umfrage



Fabrikbesitzer, 52 jährig

Meine Brüder waren Zwillinge und fast sechs Jahre älter als ich. In meinen Augen gehörten sie sehr lange Zeit eigentlich zur Generation der Eltern, und ich fühlte mich von Anfang an als ein Wesen, das irgendwie zwischen die Stühle geraten war. Verstehen Sie, was ich meine? Der entscheidende Altersunterschied lag nicht zwischen den Kindern und den Eltern — sondern zwischen mir einerseits und der Einheit von Eltern und Brüdern andererseits. Im Grunde genommen hatte ich keine Geschwister — dafür zwei Erzieher mehr als andere Kinder.

Der Altersunterschied allein hätte nicht

unbedingt so wirken müssen. Bestimmend war vor allem die ständige und ausdrückliche Betonung dieses Unterschiedes.

Man nannte mich nicht etwa Hansli, geschweige denn Hans. Ich war einfach «de Chly». Und ich blieb es, als ich längst in langen Hosen nach Wald zur Sekundarschule pilgerte.

Allen unsern Besuchern wurde ich durchwegs als «de Chly» vorgestellt. Ja ich erinnere mich, von meinen Brüdern zur Konfirmation eine Mokkatorte erhalten zu haben mit der Aufschrift: «Eusem Chlyne».

Ich glaube nicht, daß sie mich damit plagen wollten — damals aber habe ich fast geweint vor Wut. Die Torte schenkte ich einem Nachbarsbuben.

Ein anderer Umstand, der meine Lage besonders erschwerte, kam hinzu: Ich war, vor allem in den ersten paar Jahren, für mein Alter auffallend klein und schmächtig. Daß dies meine Selbstsicherheit nicht erhöhte, kann man sich denken.

Wenn ich mich etwa wie meine Brüder beim Vater um ein paar Batzen für die Chilbi bewarb, mußte ich die Bemerkung einstecken: «Für dich tuets en Zähner für en Schläckstängel, ufs Karrussellrößli chunsch du ja sowieso nöd ufe!» Eine solche Bemerkung hat mich oft für Tage beeinflusst.

Es ist ja in vielen Familien üblich, daß die Eltern sich über Gegenstände, die nicht für Kinderohren bestimmt sind, auf Französisch unterhalten: «A cause des enfants ...». In diese Gewohnheit, die auch bei uns bestand, wurden nun, sobald sie etwas Französisch verstanden, die Brüder einbezogen. Damit war ich der einzige, der dem Gespräch nicht folgen konnte. Das wirkte jedesmal unglaublich deprimierend auf mich. Besonders, wenn ich merkte, daß von mir die Rede war.

Ich habe nie mit meinen Brüdern gespielt. Ich begreife das heute sehr gut; denn ein Unterschied von sechs Jahren bedeutet selbstverständlich im Kindesalter außerordentlich viel. Aber ich bin sicher, daß es besser gewesen wäre, wenn die Eltern von Zeit zu Zeit dennoch versucht hätten, eine Beziehung zwischen uns herzustellen.

Alle diese Einzelheiten haben sich, zusammengenommen, auf mein ganzes späteres Leben ausgewirkt. Vor allem fand ich den Kontakt mit meinen Brüdern nie und habe damit etwas sehr Wichtiges entbehrt. Zudem überstand ich meine Unsicherheit gegenüber den Mitmenschen erst spät. Heute noch denke ich manchmal, daß ich vielleicht mit etwas mehr Selbstvertrauen — und eine angepaßte Erziehung hätte mir das geben können — in vielen Fragen meines persönlichen und geschäftlichen Lebens anders und besser entschieden hätte ...

Wenn einer eben die ersten zwei Jahrzehnte seines Lebens von den älteren Brüdern erdrückt wird, wenn einer bis zur Konfirmation und darüber hinaus in der Familie als «de Chly» angesehen wird, dann muß das ja irgendeinen Einfluß auf sein späteres Leben haben, und keinen guten.

Professor, 48jährig

Sehen Sie, ich war der einzige Sohn — nicht nur meiner Eltern, sondern der ganzen Verwandtschaft. Die Geschwister der Mutter hatten nur Töchter, und die Schwester des Vaters hatte überhaupt keine Kinder. Zudem hatte ich auch keine Schwester. So kam es, daß meine Person im Rahmen der Familie immer sehr stark hervorgehoben wurde. An jedem Familienanlaß — und es gab früher bei uns viele Familienanlässe — mußte ich unter dem lauten Beifall meiner Mutter und meiner Tanten etwas vortragen. Als ich mich einmal weigerte, ein von meinem Vater verfaßtes Gedicht (s Großvaters

Änkelsu» hieß es!) aufzusagen, beschwore ich dadurch einen Familienrat herauf, an dem alle Tanten voller Interesse teilnahmen. Mein Benehmen wurde übereinstimmend gebrandmarkt und ich als «undankbarer Kärli» tituliert.

In unserem Städtchen wurde ich von allen Gefährlichkeiten des Bubenlebens zurückgehalten. In die neugegründete «Räuberbande» durfte ich nicht eintreten. Wenn ich in den Schwimmklub ging, mußte die Mutter mitkommen, obwohl ich selbst 6jährige allein aufsuchen durften. Und als man zu Hause erfuhr, daß ich in einen Streit mit

zwei Drittklässlern verwickelt worden sei, durfte ich 10 Tage lang nicht mehr draußen spielen. Das alles führte zu einer ganz ungesunden Verweichlichung. Vor allem trennte es mich von meinen Kameraden.

Der einzige Freund, an den ich mich schließlich noch halten konnte, war unser Hund, der mich überallhin begleitete. Es war nun in der Schule bekannt, daß dieser Hund sehr bösartig sei, obwohl das wirklich nicht zutraf. Auf jeden Fall erinnere ich mich heute noch schmerzlich an ein Erlebnis, an dem der allgemeine Haß auf mich und meinen «bösen Hund» schuld war. Ich ging, den Hund an der Leine führend, in eine Lebensmittelhandlung. Die Buben spielten Indianerlis, in zwei Parteien, die einander bekämpften. Sobald sie aber uns erblickten, versöhnten sich die feindlichen Lager, um gemeinsam gegen uns beide vorzugehen. Sie warfen mir sogar Dreckkluppen nach, bis ich mir schließlich nur noch damit zu helfen wußte, daß ich meinen Hund freiließ und ihn auf die Verfolger hetzte. Ich wurde deshalb beim Lehrer eingeklagt und mit einer langen Extra-Aufgabe bestraft. Die Strafaufgabe hatte ich bald verwunden, was mich aber noch lange verfolgte, das war der Gedanke, daß mein Auftreten genügt hatte, um zwei feindliche Parteien zu versöhnen!

Mich körperlich gegen die Buben zu wehren und mir auf diesem Wege Achtung

zu verschaffen, dazu war ich trotz meiner Körpergröße nicht imstande, da ich ungeübt war; denn ich durfte weder auf Bäume klettern noch Boxkämpfe austragen helfen. Meine Antipathie gegenüber jeder Sorte von «Mutübungen» hat mir noch bis in die Unteroffiziersschule hinein zu schaffen gemacht.

Mit der Zeit habe ich gegen diese Unselbständigkeit natürlich reagiert. Es führte das zu dauernden Konflikten mit meinem Vater. Ich schob alle Schuld an meinem Unglück auf ihn, während er seinerseits jede meiner Äußerungen als erneuten Ausdruck meiner Undankbarkeit auffaßte.

Anfänglich stand die Mutter auf der Seite des Vaters, dessen Autorität sie zu stützen versuchte. Später, als ich mich zu wehren begann, versuchte sie zu vermitteln, und mit der Zeit begann sie mich in Schutz zu nehmen. Das erbitterte meinen Vater erst recht.

Zum Glück für meine weitere Entwicklung kam ich dann in ein Internat. Am Anfang neigte ich zu extremen Ausschweifungen, da ich das Bedürfnis hatte, meine Selbständigkeit, die mir so ganz abhanden ging, zu demonstrieren. Erst später, als ich einen Kreis von Freunden gefunden hatte, gelang es mir allmählich, festen Grund zu finden.

Jurist, 48jährig

Sind Sie auch zum «Sparen» erzogen worden? Ich bin es — und nicht zu meinem Vorteil!

Wohl haben mich meine Eltern gelernt, das Geld am rechten Ort einzusparen — aber was sie mich nicht gelernt haben, das ist das Ausgeben des Geldes am rechten Ort — etwas, das gerade so schwierig ist und ebenso wichtig wie das Zurückbehalten des Geldes.

Wenn mein Vater uns etwa an eine Chilbi ließ, dann freute ihn nichts so sehr, als wenn ihm mein kleiner Bruder den geschenkten Franken wieder möglichst unberührt nach Hause zurückbrachte. Dann wurde er am Abend vor allen Geschwistern gelobt. Ich bekam dabei ein regelrecht schlechtes Gewissen, weil ich aus meinem Franken nichts als Schleckstengel und Türkennonig gekauft hatte. Ein Jahr später kaufte ich aus meinem Geld, d. h. wenig-

stens aus einem Teil des Geldes, ein Weggli und einen Notizblock, dem Vater zuliebe. Einen Zehner brachte ich ihm zurück. Er war dann sehr gerührt, und ich selbst war es auch.

Aber dafür habe ich noch mit 22 Jahren bei jeder nicht unbedingt notwendigen Geldausgabe eine innere Hemmung zu überwinden gehabt — verbunden mit nachträglichen Selbstvorwürfen! Das Geldausgeben ist mir immer als etwas irgendwie Verbotes vorgekommen. Vielleicht ist mir das bis heute ein wenig geblieben. Noch heute erachte ich mich manchmal, wenn ich etwa in einer Bäckerei einen Dessert für meine Familie kaufe, bei plötzlichen Gewissensbissen.

Nun kann man sagen, der Drang, Geld auszugeben, sei ohnehin stark genug, man brauche ihn nicht noch durch die Erziehung zu fördern. Aber ich meine auch nicht, man müsse das Geldausgeben von zu Hause aus fördern. Aber man kann versuchen, es in richtige Bahnen zu lenken. Bei uns wurde das Ausgeben des Geldes quasi grundsätzlich als etwas fast Anrüchiges, als etwas an sich Schlechtes verdammt, statt daß man uns gelehrt hätte, mit dem Geld, das man besaß, richtig umzugehen.

Ich verkehrte in der Primarschule eine Zeitlang mit einem Nachbarsbuben, der hieß Ruedi und hatte eine besondere Neigung zu Süßholz. Die Hälfte seines kleinen Sackgeldes legte er in Süßholzstengeln an.

Das imponierte mir gewaltig, und ich fragte ihn einmal, was denn seine Eltern dazu sagten, wenn sie das erfahren. Darauf sagte er, das sei seinen Eltern völlig gleichgültig, er dürfe mit dem Sackgeld anfangen, was er wolle. Ich habe noch nie einen Menschen so beneidet wie damals diesen Ruedi! Der durfte also wahrhaftig aus seinem Sackgeld kaufen, was er wollte?

Ich bekam zwar ungefähr gleichviel Sackgeld wie dieser Ruedi, mußte aber meinem Vater jeden Samstag genauesten Bericht über meine Ausgaben ablegen. Wenn

ich das Geld auf einem Ausflug für ein Glas Milch gebraucht hatte, war die Sache in Ordnung. Wenn ich gar etwas «Dauerdess» erstanden hatte, wurde ich sogar gelobt. Wenn ich mich aber zum Kauf eines kleinen Büchsleins Kondensmilch hatte verleiten lassen, das damals etwa 20 Rappen kostete, dann setzte es die schwersten Ermahnungen ab. Alles, was man sich erstand, mußte nützlich sein.

Noch besser war es, das Geld in ein Kässeli zu legen — nicht, um sich später ein um so größeres Vergnügen zu leisten, sondern um den Schatz allmählich anzuhäufen, bis man ihn auf die Bank bringen konnte. Und war es einmal auf der Bank, dann durfte man es sowieso nicht mehr abheben.

Zu der Erziehung zum Sparen gehört vielleicht auch die Gewohnheit meiner Eltern, uns Kindern ihre Vermögensverhältnisse zu verheimlichen — nicht nur solange wir Kinder waren, sondern auch später, als ich bereits die Universität besuchte.

Erst jetzt weiß ich, daß meine Eltern vom Großvater mütterlicher Seite eine Summe geerbt hatten, die von Anfang an speziell dazu bestimmt war, uns Kindern die Schulausbildung, meine Universitätsjahre inbegriffen, zu bestreiten. Damals hatte ich den Eindruck, ich falle den Eltern mit meinem Vorsatz, Jus zu studieren, außerordentlich zur Last.

Diese Einstellung hat mir später viel geschadet. Sobald ich selbstständig war, bin ich ins Schuldenmachen geraten, mit andauernden Gewissensbissen gewiß, aber die Schulden ließ ich trotzdem, ohne zwingenden Grund, aus einer Art von Reaktion heraus gewaltig ansteigen. Die Psychologen können das ja erklären. Wenn mir nicht mein jüngerer Bruder geholfen hätte, wäre eine Katastrophe erfolgt. Was das für meine Eltern bedeutet hätte, können Sie sich denken. Sie haben zum Glück nie etwas von der Geschichte erfahren. Sie hätten mein Verhalten nicht entschuldigen können. Es hätte ihnen das Herz gebrochen.

Kaufmann, 46 jährig

Wir wohnten damals in Kilchberg. Ich besuchte das Gymnasium in Zürich. Da meine Klassenkameraden fast alle in Zürich waren und ich gerne mit ihnen noch etwas zusammen war, wurde es oft ziemlich spät, bis ich nach Hause kam.

Die erste Frage, die dann meine Mutter gleich nach der Begrüßung an mich richtete, hieß regelmäßig: «Sooo — was häsch eso gmacht?» Ich wußte immer zum voraus, daß diese Frage kommen würde. Ich murmelte, bereits in miserabelste Laune versetzt, etwas Unbestimmtes vor mich hin. Nun kam womöglich der Vater hinzu: «Kannst du der Mutter auch antworten, wenn sie dich etwas frägt?» Natürlich blieb ich stumm.

Der Vater: «So, wirds bald, use mit der Sprach — was häsch eso lang gmacht?»

Nun hätte ich ja sehr gut erzählen können, was ich jeweilen getrieben hatte. Nichts Besonderes natürlich, sondern ich hatte mich ganz einfach noch etwas mit meinen Kameraden unterhalten. Aber das Mißtrauen, das ich aus der immer gleichen Frage meiner Eltern herauslas, lähmte mich.

Auch wenn ich etwa an einem Mittwoch- oder Samstagnachmittag in die Stadt fuhr und am Abend zurückkehrte, fragte mich der Vater: «Sooo — was häsch gmacht i der Stadt?» Ich höre heute noch seine leicht drohende, leicht spöttende Stimme. Gewöhnlich wurde dieses Frage- und Antwortspiel auf die Essenszeit verlegt. Das Essen wurde so zur Qual. Dabei war es die einzige Gelegenheit, bei der der Vater überhaupt mit mir sprach, denn am Abend war er immer beschäftigt.

Meine Eltern suchten weitgehend die Spielkameraden aus, die Klassenkameraden wurden von ihnen alle mit argwöhnischen Blicken beobachtet, wenn ich einen von ihnen heimbrachte. Selbstverständlich merkten das die meisten mit der Zeit und blieben dann trotz meiner Einladungen weg.

Wenn ich von mir aus etwas von einer Bootfahrt erzählte, die wir unternommen hatten, dann hieß es sofort: «Sooo — wer isch derbi gsi?» Ich nannte meine Freunde. «Jaaa — und wer isch susch no derbi gsi?»

Bei diesen Fragen schwang immer ein bestimmter Unterton von Mißtrauen mit, der mich in Raserei versetzte. Gewöhnlich endete die Sache damit, daß ich dann irgend eine Grobheit sagte, die eine Szene heraufbeschwor.

Wenn ich später ein Mädchen heimbrachte, was selten genug geschah, wurde ich einem strengen Verhör unterzogen. Der Refrain lautete gewöhnlich: «Ich ság dr nu eis. Paß uf, was d'machscht.» Ich könnte nicht wissen, «was für eine das im Grunde genommen sei». Hier müsse ich mich der Erfahrung der Eltern anvertrauen.

«S isch besser, brichsch ab, solang no Zit isch. Dänn häsch suubere Tisch.»

Sehr verletzt hat mich auch die Gewohnheit meiner Mutter, meine Schreibtischschublade aufzuräumen. Ich erklärte ihr einmal, ich wolle das selber tun, worauf ich von meinem Vater eine Ohrfeige erhielt. Daraufhin verließ ich voll Wut unser Haus, schlief bei einem Freund in Zürich und kam erst am nächsten Tag wieder heim.

Alles das wäre einzeln nicht tragisch gewesen. Bestimmt meinten es meine Eltern mit ihrem Mißtrauen gut. Es entsprang nur ihrem Verantwortlichkeitsgefühl und ihrer Sorge für mich, aber es wirkte sich schlecht aus.

Als ich mündig wurde und von meinen Eltern weg ins Ausland kam, dauerte es Jahre, bis ich mit ihnen wieder in eine richtige Beziehung kam. Ich war so froh, der Fragerei meiner Eltern endlich entronnen zu sein, daß mir jeder Kontakt mit den Eltern als ein Rückfall erschien wäre, als unwürdig und kindisch. In Wirklichkeit war natürlich gerade meine Distanzierung etwas Unwürdiges und Kindisches, aber das habe ich erst später eingesehen, fast zu spät, denn meine Mutter ist sehr früh gestorben.

Zahnarzt, 55jährig

Meine Mutter war ein Spargenie, und ihre Leidenschaft die, alte Kleider in neue zu verwandeln. Bis zu meinem 8. Lebensjahr trug ich nur Unterkleider, die aus den ihren umgearbeitet worden waren, dann bis zur Konfirmation nur solche aus abgelegten Sachen meines Vaters. Bei den Hemden zeigte das keine weiteren Folgen, wohl aber bei den Unterhosen. Sie gerieten immer viel zu lang und schauten unten aus den Kniehosen heraus. Natürlich blieb das bei meinen Schulkameraden nicht unbemerkt. Die Sache ging durch die ganze Klasse und bald genug durch das ganze Städtchen. Lange Zeit wurde ich nur der «Pumphösi» genannt.

In unserem Hause verkehrte ein französischer Graf, der die gleiche wissenschaftliche Liebhaberei betrieb wie mein Vater. Bei seinem letzten Besuche ließ er seinen Wintermantel zurück. Er ist unglücklicherweise bald darauf gestorben. Meine Mutter konnte nicht darauf verzichten, mir aus dem verbliebenen Mantel meinen ersten

Überzieher zu bauen. Unglücklicherweise war dieser mit einem schwarzen Samtkragen von zudem etwas ungewöhnlicher Form versehen. Ich wehrte mich mit Händen und Füßen gegen das neue Kleidungsstück, aber es hieß nur, was für einen französischen Grafen gut genug gewesen sei, sei es sicher für mich.

Es ist mir seither eine tiefe Abneigung gegen Grafen, besonders französische, geblieben. Das wäre weiter nicht so schlimm, aber ich neige auch jetzt noch zur Ansicht, daß die besondere Art, an meiner Kleidung zu sparen, und mich dadurch aus dem Rahmen der anderen Kinder herausfallen zu lassen, sich auf meinen ganzen Lebensweg ungünstig ausgewirkt hat. Es trennte mich von den anderen Kindern und förderte meine ohnehin bestehende Neigung zur Einsamkeit. Wer weiß, wenn ich wie andere Kinder dahergekommen wäre, stände ich heute nicht als der «Sonderling» da, der ich bin.

Liegenschaftsverwalter, 50jährig

Vor zwei Wochen habe ich meinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Das war ein Anlaß, um einen Überblick über das bisher Erreichte zu machen. Ich gestehe: Das Resultat befriedigt mich nicht. Ich schiebe die Schuld nicht meinen lieben Eltern zu; es verband mich mit ihnen ein ungetrübtes Verhältnis. Sie gaben sich viel mit mir ab. Aber besonders von meinem Vater wäre weniger wohl mehr gewesen.

Mein Vater war ungeheuer stolz auf seinen kleinen Alexander und glaubte, seine ganze Freizeit diesem Knaben widmen zu müssen.

Ich erinnere mich zum Beispiel, wie ich an einer Weihnacht, als Achtjähriger,

einen Laubsägekasten geschenkt bekam. Nach der Bescherung nahm der Vater diesen Kasten in die Hände, klemmte den Schraubstock an den Tisch und laubsägelte bis in den frühen Morgen hinein.

Am nächsten Tag fing er wieder von vorne an und sägte bis am Abend. Schließlich waren sämtliche kleinen Stahlsäglein kaputt. Dann kaufte er ein Dutzend neue Säglein, damit ich auch einmal sägen könne, aber jedesmal nahm mir der Vater die Laubsäge wieder aus der Hand und sägte mir schöne Rahmen vor. Ich kam nie dazu, etwas selber fertigzusägen. Gleich ging es mir mit dem Steinbaukasten und mit dem Märklin-Baukasten.

Als ich die ersten Hausaufgaben aus der Schule heimbrachte, setzte sich mein Vater hinzu und half mir, ja er machte sie gerade selber. So kam es, daß ich während meiner ganzen Schulzeit überhaupt keinen Hausaufsatz in der Schule ablieferte, der nicht von meinem Vater verfaßt war, ebenso verhielt es sich mit den Rechenaufgaben und bei der Geometrie.

Wenn ich nicht immer sehr leicht aufgefaßt und gelernt hätte, wäre es wohl zu einer Katastrophe gekommen. So aber schlängelte ich mich ganz leidlich bis zur Matur durch. Ich empfand die übertriebene Hilfsbereitschaft meines Vaters als kameradschaftlichen Dienst und merkte gar nicht, wie wenig ausgebildet meine Selbstständigkeit war.

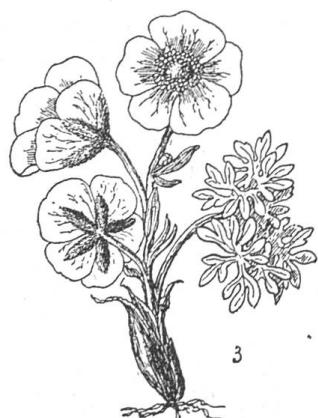
Ich immatrikulierte mich auf den Wunsch meines Vaters auf der philosophischen Fakultät I. Hier konnte mein Vater mir nicht mehr weiter helfen. Ich verlor mich in Vorlesungen, die ich mehr aus Liebhaberei als aus wissenschaftlichem Interesse belegte. Nach zwei Jahren sattelte ich um und machte noch einige Semester Medizin.

Durch die wohlgemeinte Hilfsbereitschaft meines Vaters hätte sich auch noch beinahe die Beziehung zu meiner jetzigen Frau gelöst. Er meinte nämlich, er müsse sich auch hier zu meinen Gunsten einsetzen. Er schrieb ihr begeisterte Briefe und machte ihr große Geschenke.

Als mein Vater starb, gab ich auch das Medizinstudium auf, und ich widme mich nun seither der Verwaltung der Liegenschaften, die er mir hinterlassen hat. Auf meinem Schreibtisch stehen die Bilder meines Vaters und meiner Mutter. Ich halte das Andenken beider in hohen Ehren. Aber oft, wenn ich das Gesicht des ersten betrachte, muß ich denken, daß er auf den großen Alexander nicht so stolz sein könnte, wie er auf den kleinen war, und wie wehmüdig es ihn stimmen müßte, zu erkennen, daß er, ganz gegen seine Absicht, an diesem eher kläglichen Ergebnis mitbeteiligt ist.

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen



Antworten siehe Seite 63